

Die Mutter.

In den Versammlungen sah man regelmäßig ein alten, grauen Mann. Er war sehr ärmlich, aber immer sauber gekleidet. Meist war er der Erste, der kam, sein Wahlvereinsbuch in Ordnung brachte, sich dann zu hinterst in eine Ecke setzte und aufmerksam dem Verlauf der Versammlung folgte. Kein Wort des Vortrages entging ihm. Nie freilich ergriff er das Wort. Still lag er da und still ging er nach Schluß der Versammlung weg. Der alte Genosse erregte meine besondere Aufmerksamkeit und so suchte ich eines Tages mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Er gab mir gerne auf meine Fragen Antwort. Vor fünf Jahren war er aus dem Osten nach Berlin gekommen. Ein fallender Baum hatte ihn beim Schlagen im Gutswalde getroffen und das Rückgrat verlegt, so daß er jetzt nur gebeugt und mühsam am Stock zu gehen vermochte. Die Unfallrente, die er zuerst erhielt, betrug 86 vom Hundert. Er war völlig arbeitsunfähig, nur so kleine Handreichungen konnte er leisten. Auf dem Gutshofe hatte man ihn nach seinem Unfall nicht besonders behandelt. Er war überflüssig geworden. Der Herr sah ihn als Simulanten an und sorgte dafür, daß er immer wieder Untersuchungen auf seine Arbeitsfähigkeit unterzogen wurde, und in der Tat, eines Tages wurde dem alten Reinhard die Rente um einige Prozent gekürzt. War es ihm zuerst schon schwer gewesen, durchzukommen — seine Frau war krank und lag zu Bett schon seit Jahren — so war es ihm jetzt ganz unmöglich. Er versuchte es ja da und dort anzufassen; aber, was er leisten konnte, war gering, und ebenso und noch geringer als die Leistungen war die Entlohnung dafür. Da starb seine Frau. Die Tochter, die mit ihrem Mann in einem Berliner Vorort lebte, kam zur Beerdigung der Mutter und nahm den Vater nachher mit. So kam Reinhard nach unserem Orte. Der Schwiegerjohn war Genosse und brachte ihn mit zu Versammlungen, und da wurde der alte Reinhard auch bald Genosse. Wie er es meinte, soll er selbst erzählen:

„Ich versteh' das nicht mehr so recht, was man mit der Regierung machen will. Dazu ist mein Kopf zu alt, und es steht vielleicht auch von dem Alter, was sie hineingepropft haben, noch zu viel darin. Auch mit den Umänderungen konnt' ich nicht viel mehr anzufangen. Das es schlecht mit uns Arbeitern steht, ob wir draußen auf dem Lande arbeiten oder hier in den Fabriken, das weiß ich, und daß es besser werden kann und muß, das versteh' ich wohl. Nur so im einzelnen kann ich es mir nicht recht klar machen, wie es gehen soll. Aber daß es gut ist, das begreif' ich. Ihr wollt das Gute. Denn ihr seid gut, schon weil ihr den Arbeitern eine große Hoffnung gebt und ihrem Leben so etwas, was erst Stimm hineinbringt. Ich weiß nicht, wie ich das so recht sagen soll. Am besten begreif' ich, wenn ihr sagt, daß wir Armen und die Arbeitsleute zusammenhalten müssen, daß keiner des anderen Teufel sein soll, daß einer für alle und alle für den einen eintreten sollen und daß wir einander helfen und unterstützen sollen in aller Not und in unserem Elend. Weil ich das begreif', deshalb bin ich bei euch und ich möcht' nur, daß ich der Sach' was tun könnt'.“

So erklärte der alte Reinhard seinen Sozialismus, und ich kann nicht sagen, daß der mir schlecht gefiel. Reinhard's Schwiegerjohn nahm eine Stelle im Rheinland an und zog mit seiner Familie vom Orte weg. Der alte Reinhard war heimisch geworden und wollte nicht mit. Ein Genosse namens Staps bot ihm bei sich ein Unterkommen an. Das wurde angenommen unter der Bedingung, daß er alles bezahlen könne.

Der Reinhard gab dem Staps seine Rente für Kost und Schlafstelle. Hier und da verdiente er noch durch eine gelegentliche Hilfeleistung einige Pfennige. So hatte er immer ein kleines Taschengeld, mit dem er sorgfältig umging. In Staps' Familie traf er gewohnte Verhältnisse. Frau Staps lag später an der Proletarierkrankheit danieder. Staps war den Tag über auf der Arbeit. Da sah es denn im Haushalt nicht gerade nach besten aus. Die drei Kinder wuchsen so auf wie Blumen an Strahengraben. Wenn Staps abends nach Hause kam, räunte er wohl auf, auch seine Frau tat ihr Bestes. Aber was konnte sie bei ihrer Schwäche tun?

Da griff der alte Reinhard ein. Keine acht Tage nach seinem Einzug war in Staps' Wohnung alles blühend. Die Kleider der Kinder waren ordentlich geflickt, und Reinhard verstand es, die acht Jahre alte Marie und den zehnjährigen Kurt zu diesen Arbeiten in Liebe und Freundschaft anzuhalfen. Für das Kleinste sorgte er wie eine Mutter. Frau Staps erhielt eine gute Pflege und lebte fast wieder auf. Staps selbst fühlte sich wohl, wenn er abends nach Hause kam, alles in Ordnung fand und auch sein warmes Essen auf dem Tische hatte. Tagsüber ging Reinhard, wenn die Schule aus war, mit den Kindern in den Wald, und der Wald erzählte den Kindern durch den alten Waldarbeiter gar viel. Zu Hause über-

wachte er der Kinder Schularbeiten, lehrte dem Kleinsten Spiele; abends wurde der Tisch an Frau Staps' Bett gelegt, alle sahen daran herum und Reinhard erzählte Geschichten, und er erzählte so gut, daß die Kinder immer eine neue hören wollten. Aber um neun Uhr brachte er sie zu Bett.

Reinhard war glücklich in seiner Tätigkeit als Mutter und sagte es auch Staps: „Weißt Du, ich kann Dir gar nicht genug danken, Staps, daß Du meinem Leben einen Zweck gegeben hast. Ich kann jetzt was tun und kann helfen! Sag mal, Du bist ja gescheiter als ich, ist das nicht auch so bischen was wie unsere sozialdemokratische Sach'?“ Aber der Staps jagte nichts und drückte dem alten Reinhard nur still und kräftig die Hand. Und seine Frau wuschte sich mit dem Kissenzipfel die feucht gewordenen Augen und meinte mit ihrer matten Stimme: „Ach, jetzt wird's mir leichter — ich weiß, daß meine Kinder mal eine Mutter haben.“

Das „Mal“ kam leider recht bald. Der Krieg brach aus. Staps mußte Mitte August als Landwehrmann einrücken. Und im September begrub man seine Frau, die die Aufregung und Sorge nicht überwinden konnte. Ihr Mann hatte Urlaub erhalten, kam aber erst, als seine Frau schon begraben war. Reinhard berichtete: „Sei still und sorg' Dich nicht. Ich hab' es ihr in die Hand hinein gelobt — es hat's nicht gebraucht — ich werd' ihnen Vater und Mutter sein, so lang Du weg bist, und wenn Du wieder kommst, bleib' ich ihnen Mutter, so lang Dir's recht ist.“ Staps ging wieder an die Front. Er wußte seine Kinder in bester Hut.

Und es ging trefflich. Die Kinder hingen an dem alten Reinhard, der ihnen Vater und Mutter war. Die Kinder sahen wohl und gesund aus. Reinhard, der fürchtete, daß der Keim der mütterlichen Krankheit vielleicht in die jungen Körper gedrungen sei, brachte die Kinder viel an die frische Luft. Sonntags besonders war er mit ihnen den ganzen Tag draußen im Walde. Es war eine Freude zu sehen, wie er für sie sorgte, sich um sie mühte. So traf ich ihn im Walde. Er erzählte mir, daß man ihm die Kinder habe abnehmen wollen; sie sollten in ein Waisenhaus gebracht werden. „Aber ich hab' um sie gekämpft. Und als sie die Gemeindefschwester zum Nachsehen schickten, und wie sie gesehen hat, wie ich's daheim habe, da hat sie gesagt: „Ja, Reinhard, Sie sind die reinste und beste Mutter für die Kinder. Die können nicht besser aufgehoben sein.“ Da hab' ich sie behalten und krieg' jetzt die 88 M. im Monat für sie ausbezahlt. Dazu meine 28,50 M. monatlich — hui, das langt ja nicht, besonders nicht für die Miete. Aber weißt Du, Genosse, — davon freilich darf nichts herauskommen, sonst fürgen sie mir wieder die Rente — wenn die Kinder in der Schule sind, trag ich für den Kaufmann Preis aus und krieg' dafür 75 Pf. und abends, wenn die Kinder schlafen, flic' ich Säcke und mach' sonst etwas, was es gerade gibt — und da kommen auch noch ein paar Groschen zusammen. Und so langt's, wenn auch knapp.“

Er lachte vor sich hin, dann sagte er zum Abschied: „Aber weißt Du, was man mir auf dem Antje gefagt hat? Das sei ja recht schön, was ich an den Kindern täte, sagten sie. Aber, was denn das sei, ob ich Sozialdemokrat sei? Da hab' ich aber gerade herausgelacht und hab' gefagt: Ja freilich, Herr, das ist es ja gerade, weil ich ein bischen — Du weißt ja, ich begreif' nicht alles — weil ich Sozialdemokrat bin, kann ich den Kindern eine Mutter sein. Da haben sie nichts mehr gefagt, sondern mich nur groß angefaucht.“

Kleines Feuilleton.

Die Revolution der Jung-Mormonen.

Es irrtel im Mormonenstaate: bei der Eröffnung des neuen Studienjahres der Universität Utah hat ein Student von „notwendigen Neuerungen“ gesprochen und die „konservativen Theorien des Mormonenstaates“ einer ganz unerblickten Kritik unterzogen. Die Jugend, die am Salzsee heranwächst, ist nämlich überaus sehdelustig, seit den Regenten von Utah eine für die übrige Welt ziemlich komische Geschichte passiert ist. Sie spielte sich folgendermaßen ab. Die Mormonendäppter haben in naiver Gutgläubigkeit ihr heiliges Buch, das sogenannte „Buch Abrahams“, ihrem Bischof Spelding anvertraut, um es durch Kegyptologen vom Fach einer Prüfung unterziehen zu lassen. Das „Buch Abrahams“ soll, wie es in seiner Vorrede heißt, aus ägyptischen Katalomben stammen und enthält nach der durch den Gründer der Mormonenkirche, Joseph Smith, angefertigten Uebersetzung, die Geschichte Abrahams, von ihm selbst erzählt und, was noch mehr ist, von seiner eigenen Hand geschrieben. Nun war aber die Kegyptologie in der Zeit, in der Smith seine Uebersetzung anfertigte, noch nicht weit genug entwickelt, um Hieroglyphenschriften fliegend zu lesen; es erhoben sich daher jetzt Zweifel, ist nämlich überaus wichtig-

seiner Uebersetzung, und um eine Textrevision zu ermöglichen, wurde Abrahams angebliches Autograph durch Vermittlung des Bischofs zuständiger Gelehrten unterbreitet. Das Ergebnis der Prüfung war vernichtend: auf den ersten Blick stellte es sich heraus, daß die angebliche Uebersetzung ein Werk der Einbildung sei. Die Handschrift Abrahams befindet sich nämlich nicht, wie erwartet werden sollte, auf Papyrus, sondern auf Tontafeln; was den Inhalt der Hieroglyphen anbelangte, so stellte es sich heraus, daß er in einigen höchst durchschnittlichen Geneten an den Sonnengott bestand. Alles in allem entpuppte sich die Mormonenbibel als eine Reihe von Scherben, wie sie die Kegypter ihren Mumien gern als Kössen unterlegen, und wie sie heutzutage beinahe stündlich freigelegt werden. Natürlich hat dieses Ergebnis die Gläubigkeit des Mormonenwachstums arg erschüttert. Die Universität Utah ging zur Freigeisterei über, und das in so radikaler Weise, daß sich die Häupter des Staates dazu entschlossen, alle nicht mormonischen Universitätsprofessoren zu entlassen. Ihre mormonischen Kollegen haben dagegen Verwahrung eingelegt, 14 Tage auf ihre Lehrstühle verzichtet, und von seiten der Studenten ist es zu lärmenden Kundgebungen gekommen.

Teilamputation des Gehirns.

Die moderne Kriegschirurgie leistet heute dank der fortgeschrittenen großen Zugkraft ausübte. Modischer Operettenschilder verunmöglich in der medizinischen Wissenschaft kaum noch gibt. Ein Fall, der kürzlich in einem französischen Feldlazarett zur Behandlung kam, ist wie geschaffen, diese Tatsache erneut zu erhärten. Die Krankheitsgeschichte des in Frage kommenden Patienten wurde denn auch der Akademie der Wissenschaften in Paris als ungewöhnlicher Fall unterbreitet und beschäftigte sie in einer ihrer letzten Sitzungen. Es handelt sich um den 21-jährigen Soldaten R., den ein Granatsplitter am Kopf getroffen hatte. Er wurde sterbend mit einem schweren Schädelbruch am Hinterkopf ins Lazarett eingeliefert. Bei der sofort vorgenommenen Operation entfernte der Chirurg die hervorgetretene Gehirnmasse und zog drei Knochen-Splitter aus einem im Mittelteil der Gehirnmasse befindlichen Gehirnwir. Der Operierte wurde bald wieder hergestellt. Ein paar Tage später erlitt er einen Rückfall, der eine zweite Operation nötig machte. Wieder wurden Teile der Gehirnmasse entfernt, ein neues Geschwür im Gehirn aufgetothen und abermals Knochen-Splitter beseitigt. Der Soldat R. verlor infolgedessen ungefähr ein Drittel seiner linken Gehirnhälfte. Ueberraschenderweise wurde er nicht nur wieder völlig gesund, sondern es war auch keine bemerkenswerte Störung weder seiner motorischen und sensiblen Nerven noch seines Geistesvermögens wahrzunehmen. Der Patient wurde so vollständig hergestellt, daß der Arzt nicht einmal eine Minderung seiner Felddienstfähigkeit zu entdecken vermochte. Das trotz der erheblichen Verkleinerung des Gehirns restlos wieder erlangte Vermögen seiner Gehirntätigkeit ist ganz dazu angetan, unsere bisherigen Kenntnisse über die Rolle des zentralen Nervengorgans zu verwirren.

Notizen.

— Theaterchronik. In der Volksbühne geht als nächste Erstaufführung Shakespeares „Sturm“ in Szene.

— Max Schillings neue Oper „Mona Lisa“ erlebte in Stuttgart unter des Komponisten Leitung ihre Uraufführung mit starkem Erfolg. Die sich in den Bahnen Wagnerscher Instrumentationskunst bewegende Musik ist, wie der Musikkritiker der Münchener „N. N.“ schreibt, farbenprächtig, thematisch und melodisch sogar bis zu einem gewissen Grade erfindungsreich gehalten und entspricht völlig dem Gehalt der Dichtung, deren etwas brutale Wirkung stellenweise durch die Vornehmheit der Schillings'schen Kunst gemildert und verklärt wird.

— Ein Ghebed für Einhändige. Zu den technischen Hilfsmitteln, die den einhändigen Menschen über die Mängel der zweiten Hand hinweghelfen sollen, gehört ein neu konstruiertes Gabelmesser, das Dr. Grand nach Versuchen in einem Nervenlazarett in der Medizinisch-technischen Mitteilungen der Zeitschrift für ärztliche Fortbildung warm empfiehlt. Das Gabelmesser besteht aus einem Gabel- und messerförmigen Teil, die wie Branchen einer Schere ineinander greifen. Beim Schließen des Instrumentes gleitet das Messer zwischen die Zinken der Gabel und zerhackt mit Leichtigkeit die Speisen. Sind diese zerhackt, so kann von dem Einarmigen mit einem Griff das Gabelmesser auseinandergenommen und die Gabel benutzt werden, um die Speisen zum Munde führen. Ebenso kann das Messer mit einer Hand wieder zusammengefügt werden.

Kotes Vlamenblut.

34] Von Pierre Broodcoorens.

Da die Straßen gesperrt waren, so mußte man mit der Schaufel einen Weg hindurchbrechen. Hörmlich schwarz zog sein Jidzad wie ein schmales Band durch das unschuldsweiße Nies, das bis zu den Fensterborden reichte. Eine Glätte überstufete das Pflaster, die zur Vorsicht nötigte. Im Gänsemarsch bewegte sich die Hochzeit vorwärts. Hilla, die Fausthandschuhe anhatte, hob ihr Kleid bis zu den Waden in die Höhe. Die Männer hatten die Kragen ihrer schwarzen Röcke emporgeschlagen, die Köpfe geneigt und die Hände in den Taschen. Alle verhielten sich schweigend; ihre tränenden Augen, die zusammengekniffenen Lippen, die Fingerspitzen, die harten Kängel, die Ohrkläppchen vom schneidenden scharfen Wind zerbitzen. Als sie bis ins Mark hinein erstarrt beim Bahnhof anlangten, kam ein langes, schlottriges Weib aus einer Kneipe hervor und blieb stehen, sie vorübergehen zu sehen.

Hilla erhob sich beleidigt und warf der Dirne ein gemeines Schimpfwort zu. Aber Flohil zuckte die Achseln und zog sie schnell davon.

„Habt Ihr sie gesehn?“ schrie sie, vor Wut außer sich, die Zeugen an.

„Den denn?“ fragte Vicus Mannebel von Michelbese.

„Na, Nille! Nille von Montagne-aux-Faucons!“

„Kenn' ich nicht,“ antwortete er friedlich.

Sie hatte verächtlich gegen sie hin ausgespuht. Dann aber, als Souhe schafz zu ihr hinsah, hatte sie boshaft hinübergeschleiert und ihr die Junge ausgestreckt.

„Wenn's erlaubt ist . . .“ Ein Jammerding, wie die!“

„Achten Sie nicht auf sie,“ sagte Nil Vorst, um sie zu beruhigen.

Sie nahmen bei Duffart einen „Maren“ und eilten dann, ihre Nährheime zu lösen.

Es besteht auf dem Lande die Gewohnheit, daß jede Hochzeit, so arm sie auch sein mag, einen Tag in der Großstadt verbringt. Sie kannten dort keinen Menschen. Aber Vorst, der bei der Linie gedient hatte, führte sie an gute Orte. Sie langweilten sich nicht. Zuerst führte er sie zum „Grabgewölbe“, einer Kellernkneipe der Place Rogier, wo sich die Dienstmädchen und beurlaubten Soldaten trafen. Kellner mit

weißer Schürze und Glanzfedern gingen zwischen den lärmenden Tischen umher, von denen dicke Wolken heizenden Tabakrauches zur verräucherten Decke aufstiegen. Ein Alkoholdunst schwebte in der Luft, der sich mit dem Karbolgeruch der nahen Abtritte einte. Und in dieser Schwigkstenatmosphäre grinsten die roten, durch Trunk und Unterhaltung belebten Gesichter.

Die Hochzeit, die die sie umbrandende Unterhaltung wie ein Echo ihrer ländlichen Schwägerinnen annutete, setzte sich gemüthlich fort. Weiber im bloßen Kopf lachten über Soldaten, die sich den Rock aufgekнопft hatten und denen die Mähe im Genid sah. Flohil und die anderen blinzelten einander verständnisvoll zu, ermutigt durch das freie Betragen ihrer Umgebung. Zuweilen lärmten die dicken Laute ihres eigenen groben Platts zu ihnen herüber. Dann hoben sie bewegt, das Herz von einer Zärtlichkeit geschwellt, die sie nicht zum Ausdruck bringen konnten, die Köpfe, reckten die Hälse und hätten diese Leute, die in ihrer Sprache mit einander plauderten, kennen lernen und sie freihalten mögen.

Nachdem sie ein, zwei Krüge geleert hatten, stärkten sie sich mit harten Eiern und Krabbten. Vorst erhob sich plötzlich und schlug vor, über die Boulevards nach der Mitte der Stadt zu gehen.

Sie hatten ihre friedliche Haltung und die langsame, rollende Gangart von Bauern beibehalten, die feiernd in ihnen fremder Umgebung wie Enten auf festem Lande gehen. Wenn sie an ihnen vorbeijusteten, hatten die elenden, nerbösen Stäbter, für die außer der Stadt nichts existiert, ein superkluges Lächeln. Doch sie gewahrten nichts von der ironischen Unbulsamkeit dieser Beamten und Emporkömmlinge. Uebrigens hätten sie sich nicht verstanden, und sie würden sich auch über sie lustig gemacht haben, ohne Rücksicht auf das Publikum und was man dazu sagen würde. Die Nase hoch, die Hände in den Taschen, schritten sie daher und pflanzten sich zuweilen, von seiner Pracht angezogen, vor einem Schaufenster auf, ohne Scheu und unter lauter Unterhaltung.

Eicher, zur Frühlingszeit hätte Souhe der Gasserei eine Partie durch die Felder vorgezogen, und gern hätte er gewußt, wie die Stadtleute sich dann benehmen würden: im Vergleich zu den Brüdern vom vlamischen Lande sind die Bauern der Banntweile ebenfogut Herren. Nur Landarbeiten interessierte den Niesen Flohil. Er hatte in Paris, obgleich er immer nur in den frühen Morgenstunden es durchquert hatte, einen noch weit lebhafteren Verkehr kennen gelernt als hier in

Brüssel. Zimmerhin war er ganz betäubt. Der fieberhafte Strom ermüdete ihn auf die Dauer, und seine Ohren dröhnten von dem Rauschen der Automobile, dem endlosen Rollen der Aufschien mit ihren spiegelblanken Nädern. Hilla hatte beständig Mund und Augen weit auf, sie war noch nie in ihrem Leben weiter als bis nach Grammont gekommen. Vorst freute sich über ihr Erstaunen und versprach ihr noch mehr. Er fühlte sich in seiner Eigenschaft als Führer, obgleich er von der Stadt nichts weiter kannte als die grellen Wirtschaftsschilder von ein paar Kneipen und die vielen Kasernen.

Er führte sie hinter das Stadthaus, damit sie sich den aufgeschulten Speier und etwas weiter von ihm entfernt, zwischen zwei Mauern, im Halbkreis durch ein Gitter geschützt, das Bronzemännchen ansahen, das oben von seinem Sockel herab mit unzweideutiger Schamlosigkeit den Wasserstrahl auswirft, der seine einzige Anziehungskraft bedeutet. Nies und Flohil grunzten vor Vergnügen und schlugen sich mit einer Heiterkeit, die erst jetzt ein Schauspiel nach ihrem Geschmack gefunden hatten, auf die Schenkel. Hilla heuchelte eine schämige Zurückhaltung und wandte das Gesicht ab. Aber ein inneres Lachen schütterte ihr die Kehle, und um nicht herauszuplappen, biß sie sich in die Lippe.

Dann bummelten sie aufs Geratewohl weiter, wobei sie hinter der Hand manchmal ein gelangweiltes Gähnen verbargen. Der eigenartige Charakter und die Schönheit der Architektur hielt sie nicht weiter auf. Selbst die Vergoldung und die altersgraue Patina der Giebel der Grande-Place ließ sie gleichgültig. Das Haus des Senators Vernage zu Niederbrasel und das des Gerichtsverwalters Banderlinden erschähen ihnen schöner und vielleicht hundertmal prächtiger als die großartigen Gildengebäude, dem wunderbaren Vogen gegenüber, den mit zornentflammtem Flug Sankt Michael auf dem Drachen beherrscht. Die Höhe der Wolkenkräper versetzte sie dann aber doch in Staunen. Mit weit aufgerissenen Augen und Mäulern betrachteten sie die vielen Stockwerke. Wieviel Leute mochten wohl in diesen Höhen wohnen? Sie wären da oben vor Angst gestorben. Außerdem mußte das beengt, un bequem und gefährlich sein, besonders wenn Feuer ausbrach. Und von Mitleid für die Stadtleute ergriffen, die dazu verdammt waren, wie die Eichhörchen und Dohlen zu hausen, schüttelten sie den Kopf.

(Fortf. folgt.)

